

Das tägliche und das eucharistische Brot – das Werk Gottes in uns

(18. Sonntag i. J.)

Brot – das war Thema des Evangeliums vom vergangenen Sonntag, ist es von diesem und wird es von den kommenden Sonntagen sein. Sehr behutsam werden wir vom Brot für unseren Leib zu jenem anderen Brot geführt, das der Herr uns schenken möchte und all das meint, was wir Menschen über das Sattwerden hinaus brauchen.

Dem gehörten Evangelienabschnitt ist die Erzählung von der wunderbaren Vermehrung des Brotes vorausgegangen. Alle waren satt geworden und man hatte noch übrig gelassen, so viel, dass Jesus das Brot einsammeln ließ, 12 Körbe voll, so berichten es die Evangelisten.

Verweilen wir dabei noch ein wenig. Nach heutigen deutschen Gesetzen hätte Jesus sich damit wohl strafbar gemacht. Brot, das andere schon angefasst hatten, einzusammeln, um es vielleicht an andere weiterzuverteilen – das geht ja gar nicht; das widerspricht unseren Hygienevorschriften. Man müsste sich ein solches Gesetz in die damalige Zeit verpflanzt vorstellen oder in Länder, in denen viele Menschen hungern und kaum das Nötigste zu essen haben. Man bekäme schnell ein Gespür dafür, welch absurden Unsinn wir uns in unserem Land leisten, allein deswegen, weil wir von allem im Überfluss, von allem zu viel haben.

Aber nicht nur das. Es sind zig Millionen Tonnen Lebensmittel, die allein wir Deutschen jährlich in den Müll werfen; zu einem großen Teil ohne Not – weil wir planlos und daher zu viel einkaufen, wegwerfen, weil das Haltbarkeitsdatum abgelaufen ist oder etwas nicht mehr so ansehnlich ist.

Wenn meine Eltern mir als Kind gesagt haben, ich solle kein Brot verderben lassen, weil in Afrika Menschen hungern, habe ich das nie richtig verstanden. Was sollte es Menschen in Afrika helfen, wenn ich hier ein Brot, das mir nicht schmeckt, wegwerfen würde (was für mich als Kind aber tatsächlich nicht in Frage kam)? Inzwischen verstehe ich besser, was meine Eltern meinten. Es geht um eine Haltung. Wie gehe ich um mit dem täglichen Brot, das ich – welch ein Privileg – im Überfluss haben darf? Achtlos oder gar missachtend? Oder respektvoll, sorgsam, sparsam, teilend und damit dankbar, auch Gott gegenüber – was im übrigen bringt das Thema *Tischgebet* aufbringt?

Wenn wir nachher im Vater unser beten: ... *unser tägliches Brot gib uns heute* ..., ist das mehr als eine Bitte an Gott; nämlich die Zusage, dass ich mit dafür Sorge, dass andere ihr täglich Brot haben.

So wichtig das *Brot für den Leib* ist – es genügt nicht. Johannes berichtet von einem langen Gespräch über dieses Thema in der Synagoge von Karphanaum. Es beginnt mit einer Verlegenheitsfrage: „*Wann bist du hierher gekommen?*“, fragen die Leute, die Zeugen geworden waren von der wunderbaren Vermehrung des Brotes. Wahrscheinlich empfindet Jesus es deutlich und bitter, dass sie ihn nur suchen, weil er sie satt gemacht hatte. Eigentlich hatte er ihnen doch viel Wichtigeres ans Herz legen wollen, als er so lange zu ihnen sprach, bevor sie Hunger bekamen und er ihnen das Brot reichte.

Aber sei's drum. Auf einmal ist man mitten drin, wo es um das wirklich Wichtige des Lebens geht: „*Was müssen wir tun, um die Werke Gottes zu vollbringen?*“, wollen sie wissen. Vielleicht erwarten sie, dass er sagt: *Haltet noch treuer die Gebote! Strengt euch noch viel mehr an, das Gute zu tun!*

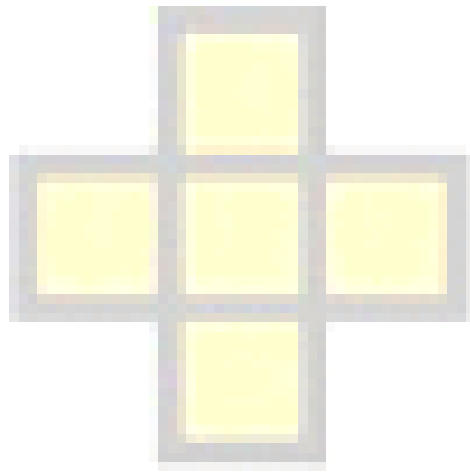
Aber nein, Jesus tut etwas Ungeheuerliches, er verweist – *auf sich selbst*. „*Das ist das Werk Gottes, dass ihr an den glaubt, den er gesandt hat.*“ Sie verstehen sofort: *Jesus spricht von sich selbst*. Das hatte vor ihm keiner getan: Mose verwies auf Jahwe, den Gott des Bundes und seinen Willen. Buddha verwies auf den Dharma, die Lehre, die er gezeigt hatte; Mohammed wird Jahrhunderte später auf Allah und seinen Koran verweisen. Jesus dagegen verweist auf sich.

Hier wird die ganze Distanz sichtbar, die Jesus, seinem eigenen Anspruch nach, von allen Propheten und Religionsstiftern und Gurus, die biblisch oder außerbiblisch vor oder nach ihm gekommen sind, unterscheidet. Nicht durch ethisches Gutsein oder durch asketische Anstrengungen aller Art oder durch Meditation hin zur Erleuchtung gelange ich zum Heil. Nein, das glaubende Bekenntnis zu ihm, Jesus, die vertrauende Übereignung des eigenen Lebens an ihn – das ist der Weg. Gelichzeitig bedeutet es: letztlich ist es allein

Gottes Werk an mir, das mir Heil schenkt. An mir liegt es nur, ob ich dies zulasse oder mich ihm verweigere, indem ich mich verschließe.

All das meint nun durchaus nicht eine einfach nur passive Haltung des Nichtstuns. Unser Bemühen, unser Selbsteinsatz *ist* gefragt. Aber nicht im Sinne von: *Ich kann und ich muss mir das Heil verdienen, wie ich mir und anderen das tägliche Brot verdiene.* Sondern: *Ich mache mich immer bereiter, ihn das Werk Gottes in mir tun zu lassen. Er soll Raum gewinnen in mir.* Dazu schenkt Jesus uns das eucharistische Brot. Wer es in der rechten Haltung des Glaubens, der Ehrfurcht, der Dankbarkeit und der Liebe empfängt, in dem tut der Herr *sein* Werk. Lassen wir uns in dieser Haltung auch jetzt gleich wieder zum Tisch des Herrn einladen.

Pfr. Bodo Windolf



CHRISTUSERLÖSER
Katholische Pfarre